

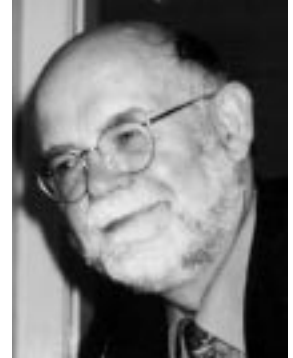
RICHARD SAAGE

Zwischen Innovation und Regression. Zu Ernest Callenbachs »Ökoptopia«. Notizen und Reportagen von William Weston aus dem Jahr 1999

I.

In den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg schienen die utopischen Energien der westlichen Zivilisation erschöpft zu sein. Statt weltimmanente Alternativen zu sich selbst zu entwickeln, beherrschten entweder die »schwarzen« Utopien in der Nachfolge Samjatin, Huxleys oder Orwells die kulturelle Szene. Oder der Zeitgeist kristallisierte sich in Szenarien einer »Post-Histoire«, die die wissenschaftlich-technische Zivilisation mit ihren sozio-technischen »Superstrukturen« und ihrem dicht gefügten Netzwerk eherner »Sachzwänge« zu einer Gesellschaftsformation ohne Alternative stilisierte.¹ Gegenüber solchen, den gesellschaftlichen Status quo zementierenden »Technischen Staaten« nahmen vereinzelte positive Utopien wie Skinners Walden Two oder Huxleys Eiland bestenfalls die Rolle von Außenseitern ein. Diese Situation sollte sich in den siebziger Jahren verändern. Nicht zufällig setzte eine Rückbesinnung auf das utopische Denken in den Vereinigten Staaten ein. Wie in keinem anderen Land der Welt kontrastierten hier innenpolitische Reformversprechen, die von der Gewährung voller Bürgerrechte an die schwarze Bevölkerung über die Vision einer »New Frontier« bis hin zur sozialreformerischen Konzeption der »Great Society« reichten, mit dem gleichzeitigen Verfall urbaner Zentren und der militärischen Intervention der Vereinigten Staaten in Vietnam. Diese Spannung entlud sich in Krisenstimmungen und gewaltsamen Aktionen gegen den Staat, die zur Einäscherung ganzer Stadtviertel führte.

Es kam aber in den siebziger Jahren noch ein weiteres Krisensymptom hinzu: Von den Vereinigten Staaten, insbesondere von ihrer Westküste, ausgehend, beschäftigte zum ersten Mal die Ökologiekrise das Bewußtsein breiter Bevölkerungsschichten. »Vor allem aus den Kreisen der Gegenkultur wurde vehemente Kritik an der nach ihrem Dafürhalten kulturdeterminierenden Judeao-Christian tradition laut, die verantwortlich gemacht wurde für die Ausprägung eines Lebensstils, welcher zwar materielles Wohlergehen sicherstellte, aber gleichzeitig eine intellektuelle Verarmung bedeutete und die rücksichtslose Ausbeutung der Natur mit sich brachte. (...) Mit der Publizität der Hippibewegung, ihrem Schrei nach flower power und dem immer wieder artikulierten und oft genug auch praktizierten Wunsch, im Einklang mit der Natur zu leben, erhielt die seit Beginn der sechziger Jahre ohnehin an Umfang gewinnende Ökologiebewegung weitere Unterstützung. Je mehr die Auseinandersetzung mit »Natur« die Diskussionen in der Öffentlichkeit zu beeinflussen



Richard Saage – Jg. 1941, Politikwissenschaftler, Professor an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Foto: privat.

Zitiert wurde nach folgender Edition: Ernest Callenbach: Ökoptopia. Notizen und Reportagen von William Weston aus dem Jahr 1999. Aus dem Amerikanischen von Ursula Clemeur und Reinhard Merker, Berlin 1984. Die Callenbach-Zitate, im Text durch arabische Ziffern in runden Klammern gekennzeichnet, sind mit den entsprechenden Passagen folgender amerikanischer Edition verglichen worden: Ernest Callenbach: Ecotopia. The Notebooks and Reports of William Weston, New York 1982.

1 Vgl. hierzu exemplarisch Helmut Schelsky: Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisation, Köln und Opladen 1961.

2 Gert Fehlner: Literarische Utopien als Reflexion und Kritik amerikanischer Wirklichkeit. Ausgewählte Beispiele seit den 60er Jahren, Meiningen 1989, S. 126f.

3 Ernest Callenbach: Erfahrungen mit Ökoptopia, in: Rüdiger Lutz (Hrsg.): Pläne für eine menschliche Zukunft, Weinheim und Basel 1988, S. 95.

4 A.a.O., S. 95f.

5 A.a.O., S. 99.

6 Die folgenden Angaben stützen sich auf ein Fax Callenbachs v. 2.3.92 mit Angaben zu seiner Biographie und seinem literarischen Werk.

7 Fehlner: Literarische Utopien (Anm.2), S. 72.

8 Zur Biographie Callenbachs vgl. Art. Callenbach, Ernest, in: Twentieth-Century Science-Fiction Writers, Second Edition. Ed. Curtis C. Smith, Chicago and London 1986, p. 114f.; Who's Who in America 1966/87, Vol. 1, p. 422; Art. Callenbach, Ernest, in: Contemporary Authors. New Revision Series, Vol. 21, Detroit 1987, p. 76f; Art.

begann und je intensiver man sich damit beschäftigte, desto stärker wurde die Vermutung, daß die ökologischen Probleme nur Ausdruck eines tiefverwurzelten Mißstands in der Psyche der Menschen seien. Die spezifische Interpretation des Auftrags der Bibel an die Menschen, artikuliert in Genesis I, 28, sich die Erde untertan zu machen, stellten danach jenes strukturelle Grundübel dar«.²

Niemand hat diesen Krisenstimmungen, aber auch den aus ihnen hervorgegangenen Hoffnungen und Alternativen prägnanteren Ausdruck verliehen als Ernest Callenbach in seinem 1975 erschienenen utopischen Roman Ökoptopia. Der Autor selbst hat darauf hingewiesen, in welchem Maße sein Entwurf einer alternativen Gesellschaft Ausfluß jener Gegenkultur ist, die – sich vom »offiziellen Amerika« distanzierend – einen radikalen Neubeginn in Form eines ökologischen Umbaus der Industriegesellschaft forderte. »Der Roman entstand nicht allein in meinem Kopf, sondern war völlig abhängig von dem, was um mich herum hier in Kalifornien geschah. Ich möchte sogar sagen, daß ›Ökoptopia‹ nur von jemand geschrieben werden konnte, der speziell hier in der San Francisco Bay Area lebt. Hier gibt es den ›Sierra Club‹, ›The Friends of the Earth‹ und viele andere ökologische Initiativen, die zu diesem Zeitpunkt anderswo gar nicht denkbar gewesen wären. Das politische Klima und das wissenschaftliche Umfeld hier in Berkely brachten mich auch erst auf solche Gedanken«.³

Andere Inspirationsquellen dieses Romans sind nach Aussagen des Autors insbesondere die japanische Architektur und Kunst sowie die Kultur der Ureinwohner Amerikas, der Indianer. Während jene ihn lehrten, »die ›Qualitäten Einfachheit, Eleganz und Materialsparlichkeit als Alternative zu unserer westlichen, amerikanischen Wegwerf- und Verschwendungswirtschaft zu erkennen«⁴, öffneten ihm diese die Augen für die religiöse Dimension der ökologischen Idee als Alternative zum christlichen Imperativ der Naturunterwerfung durch die Menschen.⁵

Das aus diesen Motiven resultierende Szenario einer ökologisch verträglichen Gesellschaft hatte es schwer, publiziert zu werden: Als Callenbach seinen Roman 1974 den führenden Verlagshäusern in New York anbot, wurde es abgelehnt. Erst nachdem das Buch, im Selbstverlag publiziert, zu einem »Untergrund-Klassiker« avancierte, brachte der Bentam-Verlag eine Taschenbuchausgabe heraus; seitdem wird es, so der Autor, nicht nur als Schulbuch von Florida bis Washington gelesen.⁶ In neun Sprachen – darunter ins Japanische – übersetzt, wurden darüber hinaus bis Anfang der neunziger Jahre 600 000 Exemplare verkauft. In ihrer Gründungsphase von den »Grünen« in Deutschland heiß diskutiert, kennzeichnete das Magazin »Time« Ökoptopia als »einen bemerkenswert vorausschauenden Umwelt-Klassiker«. Von Schriftstellern wie Ralph Nader und Fritjof Capra gelobt, hat Ökoptopia insbesondere an der amerikanischen Westküste große Beachtung gefunden »und sogar einem ganzen Landstrich den informellen Namen ›Ecoptopia‹ gegeben«.⁷ Wer ist dieser Autor⁸, der mit seinem »Entwurf einer positiven Alternative« den »resignativen Stimmungen«, die 1974 in den Vereinigten Staaten vorherrschten, »eine konkrete Hoffnung entgegenzusetzen« (125) suchte?

Am 3. April 1928 als Sohn von Ernest William Callenbach und seiner Frau Margret Wabel, geb. Miller, in Williamsport, USA, geboren, wuchs er im ländlichen Mittel-Pennsylvania auf, wo er, nach eigenem Bekunden, »Hühner, Truthähne und Schweine züchtete«. Er besuchte die Universität von Chicago, wo er 1953 seine Studien mit dem M.A.- Grad abschloß. 1954 zog er nach Kalifornien. Hier war er von 1955 bis 1991 bei der University of California Press tätig, und zwar als Gründer und Herausgeber der international renommierten Zeitschrift *Film Quarterly* sowie als Herausgeber von Film-Büchern, naturgeschichtlichen Einführungen sowie anderer Werke. Seit dem 19. Mai 1987 mit Christine Leefeldt verheiratet, mit der er zwei Kinder hat, lebt er in Berkeley. 1991 hat er offenbar seine Beschäftigung bei der California Press aufgegeben, um sich nun ganz dem Schreiben zu widmen. Daneben hält er Vorträge über ökologische Probleme auf der ganzen Welt. Bis Anfang der neunziger Jahr trat Callenbach als Autor oder Mitautor von insgesamt neun Büchern und etwa 500 Artikeln, Film-Besprechungen und Buchrezensionen in führenden amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften hervor. Daneben lehrte er an der San Francisco State University (*Osteuropäischer Film*, 1965), an der University of California, Berkeley (*Einführung in den Film*, 1966) sowie an der San Francisco State University (*Film-Theorie und Kritik*, 1967).

Es ist nicht übertrieben, wenn man alle diese Aktivitäten Callenbachs auf ein Zentrum zurückführt: nämlich die Vision einer ökologisch mit sich selbst ins Reine gekommenen Zukunft, wie er sie in *Ökoptopia* beschrieben hat. Er selber hat sich über die literarische Qualität seines Hauptwerks keine Illusionen gemacht. Das schwache Echo in der literaturwissenschaftlichen Kritik kommentierte er treffend mit den Worten: »Viele Literaturkritiker glauben, (...) daß der Geist eines Schriftstellers ›subtil (fine) genug (sein sollte), um nicht durch Ideen beschädigt zu werden‹. Ich nehme einen mehr pragmatischen Standpunkt ein, aber dies stößt Leute ab, die vorwiegend an ›feiner‹ Literatur interessiert zu sein meinen: mein Werk schreckt sie ab, weil es ihnen zu prägnant ist.«⁹ Tatsächlich ist Callenbachs Buch zwanglos insofern dem Genre des utopischen Romans zuzuordnen, als es ihm nicht in erster Linie um »große Literatur« geht. Sein Ziel ist vielmehr, über eine von jedermann nachvollziehbare Rahmenhandlung die Idee einer fiktiven Gesellschaftsformation zu vermitteln, die den gesellschaftlichen Fehlentwicklungen der eigenen Gegenwart als Alternative gegenübersteht.

Siedelte Aldous Huxley sein ökologisches Gemeinwesen auf der Insel Pala in der Nähe Sumatras an, so verlegt Callenbach es in eines der Zentren der westlichen Zivilisation, nämlich in die nord-amerikanischen Bundestaaten Washington, Oregon und Nordkalifornien, die sich von den Vereinigten Staaten abgespalten haben. In diesen Staat *Ökoptopia* reist der 36jährige New Yorker Journalist William Weston. »Trotz militärischer Aktionen Washingtons hat man während der folgenden zwanzig Jahre die politische Unabhängigkeit bewahren können. Während der Held von E. Bellamys zentralistischer, militärisch-betriebswirtschaftlich organisierter Utopie *Looking Backward* (1888) im Jahr 2000 erwacht, läßt Callenbach seinen Ich-Erzähler im Auftrag der ›Time-Post‹ und des Weißen

Ernest Callenbach, in: *Kindlers Neues Literatur Lexikon*, Bd. 3, 1989, S. 519-521.

9 Zit. n. Fehlner, *Literarische Utopien* (Anm. 2), S. 124.

Hauses die Grenze bezeichnenderweise im Jahr 1999 überschreiten, um offensichtlich gerade noch rechtzeitig über das alternative Experiment zu berichten. Weston legt seine Eindrücke und Erfahrungen in fünfzig chronologisch angeordneten kapitelartigen Abschnitten nieder: persönliche Tagebucheintragungen und für die amerikanische Öffentlichkeit gedachte Zeitungsreportagen alternieren miteinander. Diese Doppelung (...) zeigt einen zwischen der unwirklichen Welt New Yorks bzw. der gemeinamerikanischen Arbeits- und Wettbewerbsideologie einerseits und dem neuen Lebensgefühl andererseits, zwischen Vorurteil und Enthusiasmus, offizieller öffentlicher Meinung und emotionaler Hingabe an das Neue schwankenden Weston«. ¹⁰

10 Kindlers Neues Literatur Lexikon, Bd. 3, 1989, S. 520.

11 Jost Hermand: Möglichkeiten alternativen Zusammenlebens. Ernest Callenbachs *Ecotopia* (1975), in: Literarische Utopien von Morus bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Klaus L. Berghahn und Hans Ulrich Seeber, 2. Auflage, Königstein/Ts. 1983, S. 262.

12 So Somay, zit. n. Heinz Tschachler: *Despotic Reason in Arcadia?* Ernest Callenbach's *Ecological Utopias*, in: *Science-Fiction Studies*, Vol.11 (1984), p. 305.

Gegen diese Romankonzeption ist vor allem zweierlei eingewandt worden. Ein Kritiker warf ihr vor, das Wertesystem, das sie propagiere, unterscheide sich nicht von den »Glücksvorstellungen innerhalb jener liberalistisch eingestellten Kreise, aus denen Callenbach stammt und an die er sich hauptsächlich zu wenden scheint«. ¹¹ Insofern bestehe das Defizit der utopischen Gegenwart Callenbachs gerade darin, daß sie nicht utopisch genug ist, um die Gegenwart zu transzendieren. Diese Kritik übersieht, daß selbst die Hippi-Kultur Elemente enthalten kann, die in ihrem postmateriellen Zuschnitt das herrschende Normensystem in Frage zu stellen und Alternativen aufzuzeigen vermögen. Wenn Callenbach sie zum dominanten Wertesystem seines utopischen Kontrakts erhebt, wiederholt er nur das, was andere utopische Autoren vor ihm auch getan haben, die in aller Regel Exponenten einer randständigen, oft verfolgten Minorität waren. Ein anderer Kritiker bemängelt, Callenbachs Roman habe sich zu wenig vom klassischen utopischen Paradigma befreit. Er bringe ein statisches Konstrukt hervor, das den utopischen Horizont der Epoche gleichsam einfriere: Hervorgegangen aus der kollektiven Imagination einer Gegenkultur, sei »Ökoptopia« eingeschlossen in einem rigiden utopischen Raum, der sich als die »Endlösung« verstehe. ¹²

Wie ich meine, haben beide Interpretationsvarianten den Nachteil, daß sie Ökoptopia vorwiegend auf Bekanntes zurückführen: sei es, daß dieses Konstrukt wissenssoziologisch reduziert wird; sei es, daß es aus der Perspektive von Poppers *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde* gelesen wird. Demgegenüber soll im folgenden versucht werden, Ökoptopia in der klassischen Utopietradition zu verorten, und zwar mit dem Ziel, sowohl die Kontinuität als auch die innovativen Differenzen aufzuzeigen. Erst auf diesem Hintergrund ist es sinnvoll, das entscheidende Problem aufzuwerfen, ob und inwiefern Callenbachs Konstrukt hinter die Standards der westlichen Zivilisation zurückfällt.

II.

Callenbach hält sich an das Muster der klassischen Utopietradition, wenn er der idealen Republik Ökoptopia eine Diagnose der kritikwürdigen Verhältnisse des restlichen Amerika gegenüberstellt, aus denen der Ich-Erzähler kommt, als er sich anschickt, über die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Einrichtungen Ökoptopias zu berichten. William Weston wird sich eigentlich erst in dem Maße,

wie er seine neuen Eindrücke reflektiert, des Klimas der Aggression der Menschen gegen ihresgleichen und gegen die Natur bewußt, das ihn selber geprägt hat. Aus New York anreisend, gehört zu seiner Standardausrüstung ein altgedienter 45er Revolver mit Halfter. Er hinterlegt ihn bei einem Grenzposten während seines Grenzübertritts, nachdem dieser ihm versicherte, in Ökoptopia seien bei Tag und Nacht alle Straßen völlig sicher (11f.). Auch hat der Ich-Erzähler Mühe, sich an die Stille in San Francisco zu gewöhnen. »Offenbar setzt sie meinem New Yorker Paranoia-Mechanismus zu«, bekennt er, »der es gewohnt ist, auf Hupen, Kreischen, Summen, Krachen und Klopfen zu reagieren, ganz zu schweigen von einem Schuß oder von einem Schrei« (41).

Vor allem läßt dieses Klima aktueller und latenter Gewaltbereitschaft und Konkurrenz Aggressionen entstehen, die die natürliche Um- und Lebenswelt bedrohen. Einmal ist der Ich-Erzähler den Tränen nahe, weil seine Kinder, die er zurückgelassen hat, »ein Leben leben, das schließlich gefährlich ist und immer gefährlicher wird. Nicht nur wegen der Kriminalität und der verrückten Leute um sie herum, sondern weil abzusehen ist, daß Smog und Chemikalien noch unsere Kindeskinde vergiften werden. Oder hat man in New York und Tokio vor, eine Mutantenrasse zu züchten, die Kohlenmonoxyd atmen kann?« (107). Überhaupt wird ihm immer mehr die amerikanische Nationalphilosophie suspekt: »Ständiger Fortschritt! Die Früchte der Industrialisierung für alle! Steigendes Bruttosozialprodukt!« (9). Im Rahmen dieser Ideologie werde bereits als große Entlastung gefeiert, wenn infolge der Umweltverschmutzung und -zerstörung »bei uns (...) die Zahl der Todesfälle von einem Maximum von 75 000 Toten pro Jahr auf 30.000 abgesunken« (ebd.) ist. An anderer Stelle klagt der Ich-Erzähler die Amerikaner und ihre Technologie an, bei der Ausrottung der Wale und anderer Säugetiere eine führende Rolle gespielt zu haben. Dieser nicht umkehrbare Prozeß sei erschreckend, »und einen großen Teil der Verantwortung dafür tragen wir. Tausende von wunderbaren Geschöpfen, die einst diese Erde bevölkerten, sind nun unwiederbringlich aus dem Universum verschwunden. Unser rücksichtsloses Wachstum war ihr Untergang. Die Erdbevölkerung hat inzwischen ein Gewicht, das vierzigmal so hoch ist wie das aller wild lebenden Säugetiere zusammengenommen!« (95).

Wie läßt sich das utopische Ideal kennzeichnen, das Callenbach diesem Szenario beschädigter zwischenmenschlicher Beziehungen und der zunehmenden Vernichtung der natürlichen Lebensgrundlagen gegenüberstellt? Es steht außer Frage, daß er den normativen Sollwert seiner utopischen Republik Ökoptopia in einem entscheidenden Punkt von der klassischen Tradition absetzt: Ihm geht es nicht mehr allein um die Harmonie der gesellschaftlichen Gruppen und der Individuen im Umgang miteinander; vielmehr verlagert er die Voraussetzungen einer befriedeten Gesellschaft in die Ökologie. Das Ideal, das den Ausgleich und die Versöhnung der Bedürfnisse der Menschen mit denen der Natur¹³ anstrebt, nennt er »das Konzept des stabilen Gleichgewichts« (31). Unter seinem Primat steht das gesamte Leben in Ökoptopia. Praktisch verpflichtet es die Gesellschaft, alle Abfälle der konsumierten Güter wieder in den natürlichen

13 Zu Callenbachs Naturbegriff vgl. Uwe Böker: Naturbegriff, ökologisches Bewußtsein und utopisches Denken: Zum Verständnis von E. Callenbachs ›Ecotopia‹, in: *Utopian Thought in American Literature*. Ed. by Arno Heller u.a., Tübingen 1988, S. 69-84.

Kreislauf zurückzuschleusen (44). Im Grunde genommen ist dieser »Sollwert« dann erreicht, wenn die gesamte gesellschaftliche Reproduktion, allen voran die Menschen selbst, in den biologischen Kreislauf reintegriert ist. Dieses sich selbst reproduzierende natürliche System wird als eine Wiese in der Sonne beschrieben. »Vieles verändert sich – die Pflanzen wachsen und welken, Bakterien zersetzen sie, die Mäuse fressen die Samenkörner, die Habichte fressen die Mäuse, einige Bäume wachsen in die Höhe und werfen Schatten auf die Halme, die Wiese selbst erhält ihr natürliches Gleichgewicht – sofern nicht der Mensch kommt und es stört« (ebd.).

14 Vgl. B.F. Skinner: *Walden Two*. With a new Introduction by the Author, 2. Auflage, New York, London 1976.

15 Aldous Huxley: *Island*, London 1988.

16 Richard Marius: *Thomas Morus. Eine Biographie*. Aus dem Amerikanischen von Ute Mäurer, Zürich 1987, S. 215.

17 A.a.O., S. 216.

In weitaus radikalerem Maße als in Skinners *Walden Two*¹⁴ und noch pointierter und umfassender als in Huxleys *Island*¹⁵ wird in Callenbachs *Ökoptopia* die Stadtplanung und die Architektur diesem ökologischen Ideal angepaßt. So gesehen, gehört Callenbach wohl zu den Utopisten, die am dezidiertesten über das von Morus geprägte Muster der utopischen Stadt hinausgehen. Wie Morus selbst sind die Utopier Stadtmenschen, denen jeder Sinn für die Schönheiten der Natur abgeht. »Steht ihnen ein Wald im Wege, so holzen die Bewohner von Utopia ihn vollständig ab – Verbotten jenes Tages, an dem die furchterregenden Kräfte der Natur gezähmt und so ausgebeutet werden, wie es der moderne Mensch für vorteilhaft erachtet«.¹⁶ Auch Morus' Stadtplanung läßt ein instrumentales Verhältnis zur Natur erkennen. »Bei Morus wie bei vielen seiner Zeitgenossen«, schreibt der amerikanische Historiker Marius, »schimmert ein Erscheinungsbild der Stadt durch, das für uns im Zeitalter der gigantischen Technik alltäglich geworden ist. Dieses Muster wurde jedoch der Natur durch den menschlichen Geist aufgezwungen und hat mit der Natur selbst wenig zu tun«.¹⁷

Ganz anders das Muster der Siedlungsweise in »Ökoptopia«: Es ist ohne Zweifel die Antithese zu Morus' Stadtplanung in seiner Utopia. Die Stadt im alten Sinne gehört der Vergangenheit an. San Francisco ist vollständig renaturalisiert. Neben seiner Hauptstraße gurgeln Wasserfälle und plätschern Kanäle, »die von Felsen, Bäumen, Bambus und Farnkräutern gesäumt werden. Es scheint dort sogar Elritzen zu geben« (19). Die noch vorhandenen Städte hat man in sogenannte »Nachbarschaften« oder Gemeinden aufgefächert. Ihre Straßen sind fast ebenso schmal und gewunden wie in mittelalterlichen Städten. Es ist klar, daß bezinbetriebene Autos auf ihnen nicht mehr verkehren. Selbst die Baumaterialien tragen ökologischen Gesichtspunkten Rechnung: Die Häuser sind zumeist aus Holz errichtet, eine Maßnahme, der freilich ein entsprechendes Aufforstungsprogramm entspricht. Im übrigen kennt *Ökoptopia* keine Star-Architekten mehr. Die Leute entwerfen und bauen die Häuser für ihre Wohngemeinschaften und Betriebe selbst, »und zwar mit einem erstaunlichen Sachverstand und viel Phantasie, wobei sie sich häufig auf standardisierte Entwürfe und Baumaterialien stützen, die inzwischen praktisch den Charakter einer Volksarchitektur angenommen haben« (179). Die Frage, was aus den alten Städten wird, wenn diese neuen Kleinstädte einmal fertiggestellt sind, ist rasch zu beantworten. »Man wird sie nach und nach abreißen, nur ein paar Viertel sollen als eine Art Freilichtmuseum erhalten bleiben (als Zeugnisse unserer ›barbarischen Vergangenheit‹...). Auf dem jetzigen Stadt-

gebiet wird man dann Weiden, Wälder, Obstplantagen oder Gärten anlegen« (39).

III.

Die Frage ist nun, welche Wirtschaftsform Callenbach in Ökoptopia diesem ökologischen Ideal zuordnet. Vorwegnehmend läßt sich sagen, daß sein Modell durchaus in der utopischen Tradition verankert ist, wenn er für eine Variante der »gebremsten Ökonomie« optiert, die fest in den Eigentumsverhältnissen Ökoptopias verankert ist. Zwar garantiert das Gemeinwesen den Bewohnern dieser utopischen Republik den persönliche Besitz, den sie eher geringschätzen. Anders stellt sich die Situation aber hinsichtlich der privaten Verfügung über die Produktions- und Arbeitsmittel sowie über Grund und Boden zu wirtschaftlichen Zwecken dar. In Ökoptopia geht man von dem Grundsatz aus, daß diejenigen, die in einem Betrieb arbeiten, auch dessen Eigentümer sind. Sie orientieren sich an einigen französischen Betrieben, die in den späten sechziger Jahren von den Arbeitern übernommen wurden, aber auch an einer Reihe von Aktiengesellschaften in den USA, »die auf ganz legalem Weg schrittweise in den Besitz der Belegschaft übergegangen waren« (125). Wenn also ein Ökoptopianer Mitarbeiter eines Unternehmens wird, »so geschieht das auf der gleichen Basis wie in den USA der Eintritt in eine Geschäftsleitung« (123).

Daneben ist aber auch von selbständigen Handwerkern die Rede, deren Expansionsmöglichkeiten als Unternehmer jedoch begrenzt sind. Sie unterliegen wie die anderen Produktionsunternehmen einer tiefgreifenden Körperschaftssteuer, »die teils auf der Grundlage der Nettoeinnahmen, teils aber auch nach dem Umsatz beziehungsweise den Bruttoeinnahmen« errechnet« wird (123). Offenbar wirkt diese Steuer so, daß es in Ökoptopia angeblich keine Privatleute gibt, »die sich persönlich bereichern können, weil sie über Produktionsmittel verfügen und die Arbeitskraft anderer Menschen kaufen« (124). Ähnliches trifft zu für den privaten Besitz an Grund und Boden. Er ist zwar erlaubt, aber in seiner wirtschaftlichen Nutzung begrenzt. So wurde der gesamte Grundbesitz entlang der Küste gesetzlich enteignet und zu Wasserparks erklärt (50). Auch die verstaatlichte beziehungsweise kommunalisierte Landwirtschaft wird nach demselben Prinzip betrieben, wie die »Arbeiterkontrollen« in der Industrie (61).

Bei einer solchen Dominanz des Gemeineigentums überrascht es auf den ersten Blick, wenn es heißt: »Ökoptopianische Unternehmen arbeiten im allgemeinen ganz ähnlich wie kapitalistische Unternehmen: sie konkurrieren miteinander; versuchen ihre Verkaufsziffern zu erhöhen und die Profite zu steigern« (125). Auch die Distribution erfolgt auf der Grundlage des Geldverkehrs entweder in kommunalen Grundbedarfsläden oder in sogenannten freien Geschäften. Allerdings wird die entscheidende Differenz zur »reinen« Marktwirtschaft dann deutlich, wenn man die Rahmenbedingungen berücksichtigt, unter denen in Ökoptopia gewirtschaftet werden muß. So unterliegen die Unternehmen einer Vielzahl ökologischer Vorschriften, die ihre Dispositionsfreiheit einschränken. Vor allem aber setzt die Tatsache, »daß eine Belegschaft wirklich gemeinschaftlich

über ihr Unternehmen verfügt (jedes Mitglied hat eine Stimme) (...) an sich schon dem Handlungsspielraum der Unternehmen gewisse Grenzen. Aus diesem Grund tendieren sie nicht zu einem schrankenlosen Wachstum: Die arbeitsfähige Maximalgröße einer Gemeinschaftsfirma liegt unter dreihundert Beschäftigten; jenseits dieser Grenze erstarrte sie zu einem bürokratischen, unbeweglichen Gebilde und verlöre ihre Rentabilität ebenso wie ihre Mitarbeiter, die sich, da für sie die Verhältnisse am Arbeitsplatz nicht selten wichtiger sind als ihre Löhne und Gewinne, eine Umgebung mit ansprechenderen Arbeitsbedingungen suchen würden. »Klein ist schön«, heißt es in Ökoptopia« (125).

Den aus dieser Absage an das ungehemmte ökonomische Effizienzdenken resultierenden Leistungsabfall gegenüber den kapitalistischen Betrieben des Auslandes nimmt man bewußt in Kauf. Außerdem steuert der Staat über die Nationalbank die Investitionen. Da die direkte Investition eines Unternehmers oder einer Einzelperson in ein anderes Unternehmen nicht erlaubt ist, können Überschüsse daher nur angelegt werden, wenn »man sie der Nationalbank zur Verfügung stellt, die ihrerseits Unternehmenskredite gewährt« (124). Doch worin besteht das spezifische Profil des ökotopianischen Wirtschaftssystems, wenn man es mit der Triade »Wissenschaft/Technik«, »Arbeit« sowie der »Struktur der zu befriedigenden gesellschaftlichen Bedürfnisse« in der klassischen Utopietradition vergleicht?

Erstens: Die Technik als angewandte Naturwissenschaft stieg spätestens im 19. Jahrhundert mit der Industriellen Revolution zu dem Hoffnungsträger des utopischen Denkens auf, von dem man die Lösung aller Probleme des kollektiven Emanzipationsprojekts der Menschheit erwartete. In Callenbachs Ökoptopia tritt an die Stelle dieser Technik-Euphorie eine tiefgreifende Ernüchterung. Zwar wird die industrielle Technologie nicht pauschal abgelehnt. Doch herrscht Konsens darüber, daß die Menschheit nicht zur industriellen Produktion bestimmt sei, »wie man im 19. und 20. Jahrhundert geglaubt hatte, sondern dazu, einen bescheidenen Platz im geschlossenen, ausgewogenen Gewebe des organischen Lebens einzunehmen und dabei dieses Gewebe so wenig wie möglich zu stören« (60). So sind umweltzerstörende Industrien aus Ökoptopia verbannt. Die Regierung gestattet aus Gründen der Umweltverschmutzung und Lärm-belästigung nicht einmal internationale Flüge über ihr Gebiet (11). Autos sind selbstverständlich von den Straßen Ökoptopias verschwunden. Sie werden ersetzt einerseits durch batteriegetriebene Busse mit einer Höchstgeschwindigkeit von 20 km/h, die den Cable Cars San Franciscos ähneln (22). Lastwagen werden mit Elektromotoren betrieben, die nicht mehr als 25 km/h auf ebener Strecke leisten (37). Andererseits verfügt Ökoptopia im Fernverkehr über ein dichtes Netz von Magnetbahnen, die ohne Schadstoffemissionen, Rädergeratter und Lärm 360 km/h fahren (14). Auch machen sich die Ökotopianer die modernen Kommunikationstechniken sowie die Möglichkeiten der Energiegewinnung auf solarer und geothermaler Basis zunutze. Geschäfte und Politik werden in der Regel mit Hilfe eines Bildtelefons abgewickelt (53). Selbstverständlich ist die gesamte Wissenschaft Ökoptopias in den Dienst der Grundlagenforschung für

umweltfreundliche Technik gestellt. So steht die Pflanzenzucht auf hohem Niveau. »Spezielle Zweige der ozeanischen Forschung sind hochentwickelt; eine Forschungsabteilung auf See ist zum Beispiel seit Jahren damit beschäftigt, die ›Sprache‹ der Delphine und Wale zu entschlüsseln ... Es wird in der Forschung auch weiterhin aktiv nach Möglichkeiten gesucht, Sonne, Wind und Gezeiten für die Energiegewinnung nutzbar zu machen« (173).

Zweitens: Die Ökopianer brechen nicht nur mit der Arbeitsmoral der protestantischen Ethik als dem Fundament, auf dem Amerika errichtet worden ist (60); sie vollziehen auch eine konsequente Abkehr vom Arbeitsbegriff der klassischen Utopietradition, wie Morus ihn in seiner Utopia prägte. »Morus will, daß jeder arbeitet, daß niemand Zeit vergeudet, daß niemand müßig lebt«, schreibt Marius zu Recht. »Jeder arbeitet, jeder hat genug. In Utopia ist das Ergebnis der organisierten Arbeit so groß, daß niemand mehr als sechs Stunden am Tag zu arbeiten braucht. Die Bedürfnisse der Gesellschaft können auch ohne endlose Mühen befriedigt werden. Dann ist genug Zeit übrig für eine schöpferische Freizeit, in der jeder unablässig danach trachtet, sich selbst zu vervollkommen.«¹⁸ Zwar beträgt die Arbeitszeit in Ökotopia auch nur 20 Stunden in der Woche (28). Gleichwohl sind wichtige Unterschiede zum Arbeitsbegriff der klassischen Utopietradition nicht zu übersehen. Einerseits ist die rigore Arbeitspflicht, die sie vorsah, suspendiert und Müßiggang ausdrücklich erlaubt (20). Zugleich kann aber jeder arbeiten, der will, da das Problem der Arbeitslosigkeit als gelöst gilt. Von dem Angebot an Beschäftigungsmöglichkeiten machen die meisten Ökopianer Gebrauch, so daß es »keine nennenswerte Zahl von unfreiwillig Arbeitslosen gibt« (213). Andererseits wird die strikte Trennung zwischen organisierter Arbeit und Muße, wie sie in Morus Utopia besteht, außer Kraft gesetzt. Beide Sphären gehen ineinander über, so daß sich ihre gegenseitige Abgrenzung verwischt (213). Ferner wertete Morus im Vergleich zu Platons Politeia Arbeit zwar generell auf; aber innerhalb seiner Arbeitsutopie ist doch eine qualitative Differenz zwischen körperlicher und geistiger Arbeit auszumachen: Nicht zufällig ist die politische Elite von allen manuellen Tätigkeiten im Bereich der gesellschaftlichen Reproduktion entlastet. Mit dieser Tradition bricht Callenbach; die Ökopianer verpflichten zwar nicht jeden einzelnen – wie in Huxleys Island – täglich zwei Stunden körperlich zu arbeiten. Doch signifikant für die Aufwertung der körperlichen Arbeit ist, daß sich unter den Holz- und Farmarbeitern viele Intellektuelle befinden (212). Und schließlich ist die zur gesellschaftlichen Reproduktion notwendige Arbeit in Morus Utopia strikt etatistisch organisiert: Der einzelne hat sein Tagewerk innerhalb der Formen zu verrichten, die ihm der Staat vorschreibt. Bei Callenbach hingegen wird die Arbeit als Ausdruck persönlicher Individualität betrachtet: In dem Maße, wie er sich in sie persönlich einbringen kann, macht sie ihm auch Spaß. Das Ziel ist die Selbstverwaltung der Arbeit ohne einen Vorgesetzten: Schon die Kinder sollen lernen, den Arbeitsablauf zu diskutieren und gemeinsam festzulegen (157).

Drittens: In einer entscheidenden Hinsicht jedoch kehrt Callenbach zu den Anfängen des utopischen Denkens Morus' zurück: Die

18 A.a.O., S. 221.

Ökotoptianer lassen sich von der Maxime leiten, daß den Verzicht auf den Konsum materieller Güter akzeptieren muß, wer das künftige Überleben sichern will. »Dieses Überleben wurde zu einem fast religiösen Ziel erhoben – vielleicht in der Art früherer Heilslehren. Die Menschen sollten ihr Glück nicht in der Herrschaft über die Erde und ihre Lebewesen, sondern in einem Leben suchen, das sich in größtmöglicher Harmonie mit der Natur befindet« (60). Aus diesem Grund ist die Kleidung der Ökotoptianer schlicht und anspruchslos, wenn auch phantasievoll (16). Das Konsumgut par excellence, das Auto, haben die Ökotoptianer längst durch das Fahrrad ersetzt, das kostenlos jedermann zur Verfügung steht (20). Die landwirtschaftlichen Erträge werden drastisch gesenkt (28). Nicht weniger rigoros ist die Vielfalt der Warenhäuser eingeschränkt worden, um das industrielle Wachstum zu drosseln. »Bei vielen Artikeln des täglichen Bedarfs ist die Standardisierung auf die Spitze getrieben. Handtücher gibt es nur in einer Farbe, in Weiß – so daß die Leute selbst hübsche Muster einfärben müssen«: Sie verwenden dazu »zarte Naturfarben aus Pflanzen und Mineralien. Ökotoptianer »reisen im allgemeinen mit leichtem Gepäck«, obwohl jeder Haushalt natürlich komplett mit allen notwendigen Gegenständen ausgerüstet ist« (56). Morus sah die große Kompensation dieses Konsumverzichts in der Befriedigung der geistigen Interessen der Utopia; Callenbachs Ökotoptianer ersetzen den Warenkonsum durch das ungehemmte Ausleben ihrer Sexualität (42f).

IV.

Wie wirkt sich der Primat der Ökologie, der das Wirtschaftsleben beherrscht, auf das Regierungssystem aus? Zunächst erscheint interessant, daß auch in Callenbachs Ökotoptia das Gemeinwesen sein eigentliches Fundament in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern hat. In Ökotoptia ist parallel zum Bevölkerungsschwund, der durch die Vergabe empfängnisverhütender Mittel systematisch von der Regierung gefördert wird (86, 83), eine rasche Auflösung der Kleinfamilie zu beobachten. »Die Ökotoptianer sprechen zwar nach wie vor von »Familien«, meinen damit aber Wohngemeinschaften von fünf bis zwanzig Mitgliedern, die keineswegs immer miteinander verwandt sind. In vielen dieser Familien teilt man sich nicht nur die Versorgungs- und Haushaltspflichten, sondern auch die Kindererziehung« (87). Innerhalb dieser Großfamilien herrschen monogame Beziehungen vor (89). Allerdings ist die Liebesgemeinschaft zweier Menschen in ein Netz sozialer Kontakte eingebettet. »Das schützt uns vor einer Menge emotionaler Verirrungen«, heißt es, »besonders vor Eifersucht« (45, 111). Im Unterschied zu den Großfamilien früherer Zeiten, haben sich die Frauen vollständig von ihrer abhängigen Rolle befreit. Sie beherrschen zwar nicht die Männer; wohl aber tragen sie wie diese bei der Arbeit wie auch in den persönlichen Beziehungen gleichberechtigte Verantwortung. Die objektive Gleichstellung der Frau mit dem Mann schlägt sich nicht nur in der Politik nieder, sondern selbst bei der manuellen Arbeit: Frauen fällen Bäume, bedienen Traktoren, fahren große Diesel etc. (70).

Die klassische Utopietradition kontrollierte direkt oder indirekt die heterosexuellen Beziehungen vor allem mit dem Ziel, daß aus

ihnen ein »neuer Mensch« hervorgeht, der die Defizite des überwundenen Zeitalters abgestreift hat. Die Ökopianer propagieren zwar nicht explizit einen »neuen Menschen«; der Sache nach ist er aber permanent gegenwärtig. Eingebunden in seinen »Clan«, ruht er in sich selbst und trägt zugleich durch sein solidarisches Verhalten zum Wohl der Allgemeinheit bei. Den Erfordernissen der industriellen Zivilisation ist er gewachsen. Doch sein innerer Kompaß orientiert sich am Kreislauf der Natur; so trägt er in der Regel keine Armbanduhren, sondern achtet mehr auf den Sonnenauf- und -untergang oder auf die Gezeiten als auf die eigentliche Uhrzeit (41). Dieser »neue Mensch« ist ausschließlich geprägt von seiner sozialen Umgebung und der natürlichen Fortpflanzung. Eine genetische Planung lehnen die Ökopianer strikt ab. »Bekanntlich ist darüber in den USA leidenschaftlich diskutiert worden: über die Unterstützung der natürlichen Auslese durch Förderung oder Verbot der Fortpflanzung, über die ferne Möglichkeit, durch das »Klonen« von Genen eines Tages genetische Duplikate höherwertiger Individuen zu erzeugen und sogar über eine Veränderung der Genstrukturen selbst zur Züchtung einer Super-Menschen-Rasse zu gelangen. Aber kein ökotopianischer Wissenschaftler und kein Bürger ist bereit, über diese Dinge zu diskutieren, denen man mit großem Abscheu gegenübersteht« (89).

Bis ins 20. Jahrhundert hinein hatte das utopische Denken ein gebrochenes Verhältnis zur repräsentativen Parteiendemokratie des präsidentiellen und des parlamentarischen Typs, weil ihr Oligarchisierungstendenzen gegenüber dem Volk und ihren Mandatsträgern Inkompetenz und Korruption vorgeworfen wurden. Mit dieser Tradition bricht Callenbach. Das politische System der Ökopianer läßt sich charakterisieren als eine sozialstaatlich geprägte, föderalistische und stark dezentralisierte Mehrparteiendemokratie auf rechtsstaatlicher Basis. Das politische Leben wird vor allem geprägt von der Spannung zwischen der Regierungspartei, der sogenannten »Survival Party«, und der starken Oppositionspartei, der sogenannten »Progressive Party«. Aus der »Survival Party« geht Ökotropias Staatsoberhaupt hervor, das eine Frau ist. Überhaupt sind in der »Survival Party« Frauen tonangebend; sie haben bei der Konstituierung der Republik Ökotopia eine zentrale Rolle gespielt. Demgegenüber vertritt die führende Oppositionspartei weiterhin das, was die »Survival Party« als überholte männliche Tendenzen ansieht: Individualismus, Leistungsdenken und verwandte Einstellungen (113). Das Verdienst der »Survival Party«, allen voran Ökotropias Staatsoberhaupt Vera Alwin, besteht nicht zuletzt auch darin, ein neues Politikverständnis durchgesetzt zu haben: Es beruht auf der persönlichen Glaubwürdigkeit des Politikers und nicht auf der Macht der Institutionen und Bürokratien. Die politische Macht selbst ist von der Zentralregierung stark auf die Bundesländer und die Kommunen verlagert worden. Da ihr keine mächtige Steuereinzugszentrale zur Verfügung steht, muß sie sich bei den Ortsverwaltungen um ihre Mittel selbst bemühen. Der gewollte Effekt dieser Schwächung der Zentralgewalt besteht darin, »daß die ökotopianische Regierung (...) ihr Geld zumeist für allgemein anerkannte Zwecke verwendet, die allen Bürgern in absolut gleichem Maße zugute kommt« (126f.). So wird jedem einzelnen ein lebenslängliches Minimum an Lebensmit-

teln, Wohnung und ärztlicher Versorgung garantiert. Das Regierungshandeln selbst hat sich innerhalb rechtsstaatlicher Normen, deren Kernstück kodifizierte individuelle Grund- und Menschenrechte sind, abzuspielen, wie die Aufnahme der »Bill of Rights« in die Verfassung zeigt (115). Im übrigen sorgt eine Fernseh-Öffentlichkeit, deren Autonomie gegenüber Meinungsmonopolen gesetzlich gesichert ist, für äußerste Transparenz des politischen Willensbildungsprozesses: Permanent werden Hearings, Ausschußsitzungen und Debatten ausgestrahlt (148). Unerwähnt sollte nicht bleiben, daß sich die Ökotoptianer rühmen, »einen ausgezeichnet arbeitenden Geheimdienst zu besitzen« (153).

V.

Welchen Geltungsanspruch verbindet Callenbach mit seiner Ökotoptia-Utopie? Auf den ersten Blick scheint die Lokalisierung Ökotoptias auf das traditionelle Muster der Zeit-Utopie hinzuweisen, wie es um die Mitte des 18. Jahrhunderts von Morelly und Mercier begründet worden ist: Callenbach verlegt das utopische Gemeinwesen in das Jahr 1999. Doch erweist sich die Projektion Ökotoptias in die Zukunft als hinfällig: Bereits um 1979, also in der Gegenwart, beginnen sich die drei Staaten Oregon, Washington und Nord-Kalifornien von den USA zu lösen. Tatsächlich entspricht Ökotoptia allen formalen Kriterien einer Raum-Utopie, wie sie von Morus geprägt wurde. Die ökotoptianische Republik existiert nicht nur zeitgleich mit den kritikwürdigen Zuständen der Außenwelt, der sie als eine bessere ideale Alternative gegenübertritt. Auch die Isolation nach außen ist nahezu total: Ökotoptia grenzt sich durch eine hermetisch abgeschottete Grenze von den USA ab: »keine Telefonverbindung, Funkkontakt nur indirekt: Eine unheimliche Isolation, auf der die Ökotoptianer seit 20 Jahren bestehen!« (7), wie es heißt. Außerdem wird der Geltungsanspruch Ökotoptias an keiner Stelle geschichtsphilosophisch begründet. Daß es zur Loslösung von den USA kam, ist nicht Ausdruck einer historischen Notwendigkeit, sondern wird auf durchaus kontingente Faktoren zurückgeführt: das Geschick der Separatisten, Waffen aus Frankreich und der Tschechoslowakei einzuführen (62), eine das Vertrauen breiter Schichten der Bevölkerung in den ökonomischen Fortschritt untergrabende Wirtschaftskrise, die ständigen imperialistischen Kriege der USA, politische Skandale in Washington und nicht zuletzt die zunehmende Zerstörung der natürlichen Lebensbedingungen durch die Industrie (64).

Stützt die formale Struktur der Raum-Utopie als eines in sich geschlossenen und nach außen abgeschotteten Systems den Totalitarismus-Vorwurf, der gegen Callenbachs Roman erhoben worden ist? Diese Frage verweist auf den tiefen Zwiespalt, der durch Callenbachs Ökotoptia-Konzeption geht. Einerseits gewinnt sie ihre Überzeugungskraft durch den Versuch, das autonome Ich von den Sachzwängen der sozio-technischen Superstrukturen einer umweltzerstörenden Industrie zu befreien, und zwar unter Bedingungen, die durchaus den freiheitlichen Standards einer modernen »civil society« entsprechen. Das ökonomische Modell kennt eigenverantwortlich entscheidende Wirtschaftssubjekte ebenso wie eine am Markt orientierte Produktion. Die ökotoptianische Industrie setzt sich

an die Spitze des technischen Fortschritts, soweit er umweltverträglich ist. Das öffentliche Verkehrswesen, ebenfalls auf Hochtechnologie gegründet, garantiert jedem einzelnen ein Höchstmaß an Mobilität. Das politische System entspricht den Standards des Verfassungstyps »westliche Demokratie«. Basierend auf dem Repräsentationsprinzip und einer föderalistischen Struktur, sieht es eine präsidentiale Regierungsspitze ebenso vor wie Parteienkonkurrenz und kodifizierte individuelle Grund- und Menschenrechte.

Andererseits wird das »neue« Bewußtsein der Ökopianer auf ihre Unterwerfung unter das »stabile Gleichgewicht« zurückgeführt. »Ich bin ein Teil von Systemen«, heißt es. »Niemand, nicht einmal ich selbst kann mich aus diesem System als Einzelwesen herauslösen« (109). Berücksichtigt man ferner Callenbachs Option für ein naturreligiöses Ganzheitsdenken, dessen mystisch-antiindividualistische Stoßrichtung (100, 112, 192) unübersehbar ist, so wird klar, daß er die Sinnstiftung der menschlichen Existenz im Auslöschen des selbstreflexiven Ich sieht, das sich den »Kreislauf des Lebens« reintegriert. Dem entspricht Callenbachs Forderung nach einer ökologischen Ethik, die auf jeden Anthropozentrismus verzichtet. Doch wie soll individuelle Verantwortung im Umgang mit der Natur entstehen, wenn deren Ausgang nicht der freie Wille autonomer Individuen ist? Und wie soll die Sorge um die Erhaltung der natürlichen Lebensbedingungen stringent begründbar sein, wenn nicht mit der Sorge um die Zukunft unserer Nachkommen?

Aus der Reihe TEXTE der
Rosa-Luxemburg-Stiftung

Texte 2

Frank Berg, Thomas

Koch: Politikwechsel in Mecklenburg Vorpommern?

Die SPD-PDS-Koalition fünfzehn Monate
nach ihrem Amtsantritt.

Berlin 2000, ISBN 3-320-02996-7, 135 S., 9,80 DM

Texte 3

Osterweiterung der Europäischen Union –
die soziale Dimension.

Internationale Konferenz, Berlin 16./17. Juni 2000

ISBN 3-320-02995-9, 172 S., 9,80 DM

Texte 4

Marc Temme: Mythos als Gesellschaftskritik:

Stefan Heyms »Ahasver«.

Berlin 2000, ISBN 3-320-02013-7, 117 S., 9,80 DM

Texte 5

Globalisierung und Geschlecht. Anforderungen an femini-
stische Perspektiven und Strategien.

Werkstattgespräch Berlin 21./22. Januar 2000

ISBN 3-320-02993-2, 127 S., 9,80 DM

Bestelladresse: Rosa-Luxemburg-Stiftung,
z.H. Marion Schütrumpf, Franz-Mehring-Platz 1,
10243 Berlin, Tel. 030 29 78 11 27